

Wolfgang Menzel

## Gottfried August Bürger

A handwritten signature in cursive script, likely reading 'Gottfried August Bürger'.

Büste des Bürger-Denkmal von 1895 in Göttingen

Rückseite der Broschüre



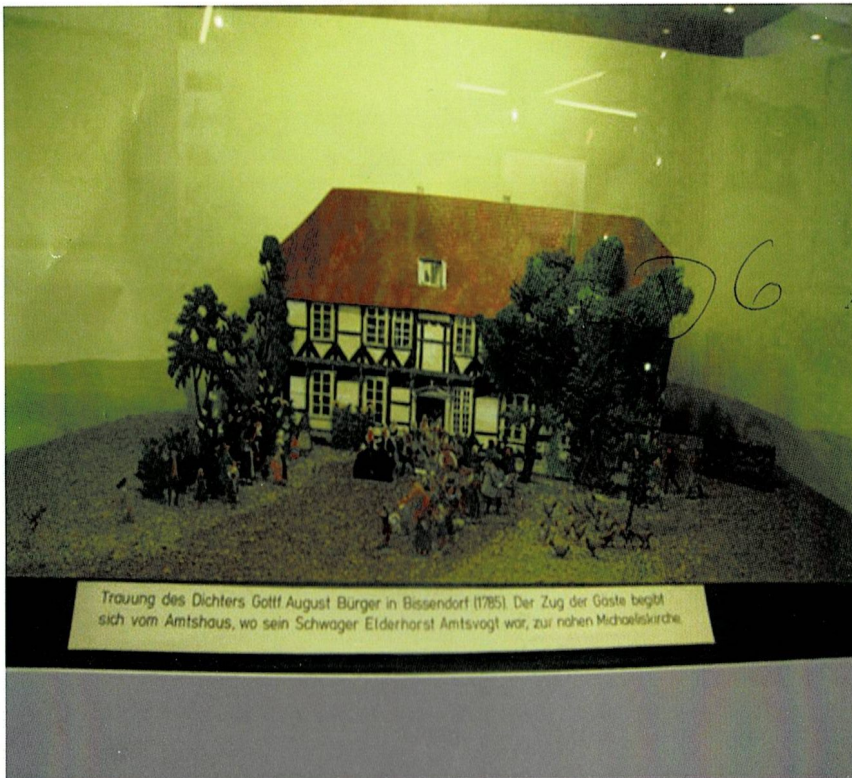
## Der junge Bürger

Es war im Jahre **1785**, als ein 37-jähriger Mann die Straße (damals noch ein sandiger Fußweg), die hier vor unserer Tür vorbeiführt, zum ersten Mal gegangen sein muss, mit seiner Frau Auguste, genannt Molly, die er in Bissendorf geheiratet hat, und später mit seiner Tochter Anne, die er hier einige Male besuchte. Gottfried August Bürger hieß dieser Mann. Er ging in jener Zeit bereits schwanger mit dem Werk, das ihn einmal weltberühmt machen sollte; wahrscheinlich arbeitete er, wenn ihm Zeit blieb, auch in Bissendorf an den Texten der *Wunderbaren Reisen... und lustigen Geschichten des Freiherrn von Münchhausen*. Drei Jahre später veröffentlichte er sie. Eine Episode aus seiner Feder hat sich fast allen Menschen eingeprägt:

„Einmal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopf, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Knie schloss, wieder herausgezogen hätte.“

Da zieht sich also einer am eigenen Schopf aus dem Sumpf. Eigentlich an seiner Perücke, die er sich dabei natürlich vom Kopf gezerrt hätte, und noch dazu samt seinem Pferd zwischen den Schenkeln. Unmöglich! Und doch schildert es der Erzähler als das Selbstverständlichste von der Welt, nur vertrauend auf seine Geschicklichkeit und Stärke und auf seinen Willen, „überall den geradesten Weg zu reiten“.

Natürlich glaubt ihm das keiner seiner Leser. Und doch gefällt es allen. Denn so etwas zu können, wäre auch unser Wunsch. „Sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen“, ist geradezu sprichwörtlich geworden. Denn es enthält eine tröstliche Wahrheit: Man kann sich aus eige-



Aus dem Richard-Brandt-Heimatmuseum Wedemark e. V. in Bissendorf



ner Kraft aus einer misslichen Lage befreien, wenn man nur alle seine Kräfte anwendet und auf seine Stärke vertraut. Und wenn man auf halbem Wege eines Vorhabens merkt, dass man nicht zurechtkommt, sollte man umkehren und einen zweiten Anlauf nehmen. Zwei Anregungen für jeden, der irgendwo steckenzubleiben droht.

Was war das für ein Mensch, der Vergnügen daran hatte, so etwas zu schreiben? Sicherlich einer, der in seinem Leben vieles zu bewältigen hatte, das ihm Überwindungskraft abforderte, mit Widerständen fertigzuwerden. Der kein Warmduscher war, sondern ein Durchsetzer – allerdings nur mit seiner farbenreichen, kraftvollen Sprache.

Tatsächlich gehörte Gottfried August Bürger zu den „jungen Wilden“ der damaligen Epochen der Aufklärung und des Sturm und Drangs, neben dem jungen Goethe, die sich aufsässig gebärdeten und die Literatur erneuern wollten. Dem allerdings (wie einem Goethe) kein Fürst zur Seite stand, der ihm neben seiner Schriftstellertätigkeit ein Amt zur Verfügung stellte, das ihm ein gutes Einkommen eingebracht hätte.

Bürger war auf sich selbst angewiesen. Und zufällig fällt ihm eines Tages eine kleine Broschüre mit unglaublichen Geschichten in die Hände: in englischer Sprache, Verfasser unbekannt, nicht besonders gut erzählt. Daraus ließe sich vielleicht etwas machen, wenn man sie nur gut übersetzt! Und natürlich müsste das Ganze mit einfallsreichen Texten beginnen, damit das Publikum sie beim Lesen nicht gleich wieder beiseitelegt. Also erfindet er einige Geschichten neu dazu, darunter auch die von der Befreiung aus dem Morast. Die war ihm quasi auf den Leib geschrieben, mit ihr machte er sich damals selbst Mut und gab seinen Lesern Selbstvertrauen: Man kann sich aus eigener Kraft aus dem Morast der Verzweiflung ziehen, sich selbst emanzipieren. Einen so fantastischen, bildkräftigen Einfall aber muss man erst einmal haben: beim ersten Versuch mitten im Sprung wenden, einen zweiten Sprung wagen, und sich dann am eigenen Schopf mitsamt seinem Pferd aus dem Sumpf ziehen! Bürger standen solche Ideen zur Verfügung – und auch die Sprache, mit der er sie ins Bild setzen konnte.

Am **31. Dezember 1747** kommt Gottfried August Bürger als Sohn des Pfarrers Johann Gottfried Bürger und dessen Frau Gertraud in Mollerswende im Harz zur Welt. Es war die Silvesternacht 1747/48, wie es im Kirchenbuch korrekt festgehalten wurde. Doch Bürger selbst behauptete später, „in der ersten Stunde des Jahres 1748“ geboren zu sein. Er wollte wohl nicht einer der Letzten in einem alten Jahr sein, sondern einer der Ersten in einem neuen. Damit konnte er sich leichter identifizieren. In seiner Familie beging man daher den 1. Januar als seinen Geburtstag, und auch auf dem Grabstein des Dichters ist der erste Januartag als Geburtstag vermerkt.

Sein Vater, ein Landpfarrer, der in kümmerlichen Verhältnissen lebte, legt wenig Wert auf die Ausbildung des Sohnes, und so ergreift Bürgers Großvater die Initiative und nimmt den Jungen zu sich nach Aschersleben. Ab **1760** ging er dort auf die Stadtschule. Bereits nach einem Jahr musste er diese jedoch wieder verlassen. Er hatte ein Spottgedicht über einen Mitschüler verfasst, wurde daraufhin in eine Prügelei verwickelt und bezog als Strafe Schläge durch den Direktor der Schule. Daraufhin verfasste Bürger ein weiteres Spottgedicht - dieses Mal über die Perücke des Direktors, was seinen Schulverweis zur Folge hatte.

Von **1763** besucht er dann das *Pädagogikum* in Halle. Er beginnt auf Drängen des Großvaters ein Studium der Theologie an der Universität in Halle. Das interessierte ihn selbst aber nur wenig. Im selben Jahr stirbt sein Vater, und Bürger ist auf die finanzielle Unterstützung des Großvaters angewiesen.

Im Jahr **1768** wechselt Gottfried August Bürger zum Jurastudium an die Universität Göttingen. Aufgrund seiner wilden Lebensführung, die durchaus als exzessiv oder gar sittenwidrig bezeichnet werden kann, entzieht ihm der Großvater die Geldzuwendungen.

Schon während des Studiums betreibt Bürger Studien zu Shakespeare. Er beginnt mit Übersetzungen von Shakespeare und Homer. Er war also des Altenglischen und Altgriechischen mächtig – erstaunlich! Die Auseinandersetzung mit dieser Lektüre prägte ihn nachhaltig und beeinflusste sein dichterisches Schaffen.



1771 werden erste Gedichte von ihm im *Göttinger Musenalmanach* veröffentlicht. Seine zahlreichen *Gedichte* umfassen Balladen tragisch-dramatischen Inhalts, aber auch politische, satirische und didaktische Gedichte und Liebeslyrik. Seine berühmteste Dichtung blieb für lange Zeit die Ballade *Lenore*, die mit allgemeiner Begeisterung begrüßt wurde. Ein wahrhaftiges Dramolett, das überall vorgetragen – mit verteilten Rollen gelesen und vielfach in Musik gesetzt wurde.

Besonders wichtig war Bürger dabei, dass seine Dichtung „volkstümlich“ bleiben sollte: „Alle Poesie soll volkstümlich sein, denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit.“ Bürger wandte sich damit gegen die gelehrte Dichtung seiner Zeit. Lyrik sollte kollektiv rezipiert werden, das heißt im Kreis von Zuhörern laut gelesen. So sollte sie auch zur Bildung des Gemeinnsinns beitragen. Ihre Eigenschaften sollten sein, wie er selbst schrieb:

„Klarheit, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder; nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen; nach dem treffendsten, mitten aus der lebendigen Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben; nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem ungezwungenen, wohlklingenden Reim- und Versbau.“

Das hört sich nun fast so an, als hätten Bänkelsänger die *Lenore* auf Märkten vortragen können. Doch das „Volk“, also die Bauern oder Ziegeleiarbeiter vom Lande, erreichte sie natürlich nicht, und in den Volksschulen wurde sie auch nicht vermittelt. Es war das gehobene Bürgertum, das hier mit „Volk“ gemeint war, und das war schon viel – und es war neu. Die *Lenore* bringt ihm große Anerkennung ein und wird zu seiner berühmtesten Dichtung. Bürger gelingt es hierbei auf eindrucksvolle Weise, die volkstümlichen Elemente der Luther- und Kirchenliedsprache mit der Volkssprache zu verbinden.

Hören Sie nun Bürgers „Lenore“. Die 33 Strophen dieses hochdramatischen Textes würden von Ihnen viel Geduld abfordern und damit hier viel Zeit beanspruchen. Ich habe deswegen das Ganze gekürzt, werde es aber so dramatisch wie möglich vortragen.

## Lenore (1773)

Lenore fuhr um's Morgenroth  
Empor aus schweren Träumen:  
„Bist untreu, Wilhelm oder todt?  
Wie lange willst du säumen?“ –  
Er war mit König Friedrich's Macht  
Gezogen in die Prager Schlacht,  
Und hatte nicht geschrieben,  
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserinn,  
Des langen Haders müde,  
Erweichten ihren harten Sinn,  
Und machten endlich Friede;  
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,  
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,  
Geschmückt mit grünen Reisern,  
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall all überall,  
Auf Wegen und auf Stegen,  
Zog Alt und Jung dem Jubelschall  
Der Kommenden entgegen.  
Gottlob! rief Kind und Gattinn laut,  
Willkommen! manche frohe Braut.  
Ach! aber für Lenore'n  
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,  
Und frug nach allen Namen;  
Doch keiner war, der Kundschaft gab,  
Von Allen, so da kamen.  
Als nun das Heer vorüber war,  
Zerraupte sie ihr Rabenhaar,  
Und warf sich hin zur Erde,  
Mit wüthiger Geberde...



**1772** erhält Bürger die Amtmannsstelle mit Sitz in Gelliehausen bei Göttingen – so etwas wie die Bürgermeisterstelle einer ländlichen Region. Durch diese Anstellung gewinnt er die Anerkennung des Großvaters zurück, der ihn daraufhin erneut finanziell unterstützt; denn das Gehalt einer solchen Amtsstelle reichte kaum zum Überleben. Das Bemühen um andere Stellen blieb erfolglos, denn er hat aufgrund der schwierigen Arbeitsbedingungen und durch eigene Nachlässigkeit und Unordnung keinen guten Ruf bei der hannoverschen Regierung. In seinem Amt wurde Bürger immerhin in die Freimaurerloge *Zum goldenen Zirkel* in Göttingen aufgenommen, was ihm einiges Ansehen verschaffte. Von 1777 an bis zu seinem Tode war er Redner der Loge.

Am 22. November **1774**, da war er 26 Jahre alt, heiratet Bürger, mehr aus Pflichtgefühl als aus Liebe, die Tochter des Amtmanns Johann zu Niedeck, Dorette. Gemeinsam ziehen sie nach Wöllmarshausen. Dort verliebte er sich aber in die jüngere Schwester seiner Frau, Augusta, von ihm zärtlich Molly genannt. Fortan führen sie, da Dorette ihren Mann nicht verlieren will, eine Ehe zu dritt. Aus beiden Beziehungen gehen Kinder hervor, so auch Mollys Tochter Anne. Sie sehen: so etwas gab es schon damals – und nicht erst nach der sexuellen Emanzipation des 20. Jahrhunderts!

**1778** heiratet Anna, die dritte der Schwestern von Dorette und Augusta, den Amtmann Johann Elderhorst, Amtsvogt in Bissendorf. Weil die Liebe zwischen Bürger und Molly Anstoß erregt hatte, zog Molly nach Bissendorf zu ihrer Schwester, ab 1783 hielt sie sich nochmals ca. ein Jahr bei ihr auf. Beide Male besuchte Bürger sie dort.

**1780** pachtet Bürger das Gut Appenrode, um seine materielle Lage zu verbessern. Auch diese Bemühungen scheitern, so dass er es nur mit Schuldenlast wieder los wird.

**1783** gibt Bürger seine von zahlreichen Auseinandersetzungen geprägte Amtmannsstelle wieder auf.

Seine Frau Dorette stirbt bei der Geburt eines Kindes. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Trauerzeit heiratete Bürger am 17. Juni **1785**, nun als 37-Jähriger, Molly in der St. Michaelis Kirche zu Bissendorf. Sein Glück über diese Verbindung bringt er in einigen zärtlichen Liebesgedichten zum Ausdruck. Bürger hielt diese Gedichte für Höhepunkte seiner Dichtkunst. In die Anthologien der deutschen Liebeslyrik aber sind sie nie eingegangen.

### **Molly's Werth.**

Ach, könnt' ich Molly kaufen  
Für Gold und Edelstein,  
Mir sollten große Haufen  
Für sie wie Kiesel sein.  
Man rühmt wol viel vom Golde,  
Was ich nicht läugnen kann;  
Doch ohne sie, die Holde,  
Wie hätt' ich Lust daran?

Mein liebes Leben enden  
Darf nur der Herr der Welt,  
Doch dürft' ich es verspenden,  
So wie mein Gut und Geld,  
So gäb' ich gern, ich schwöre,  
Für jeden Tag ein Jahr,  
Da sie mein eigen wäre,  
Mein eigen ganz und gar.

Doch jetzt genau hingehört! Diese Gedichte sind bis hin nach Wien zu Beethoven vorgedrungen. Der hat zu einem der Gedichte, lange bevor er *Freude, schöner Götterfunken* komponierte, diese Melodie zunächst zu dem Gedicht *Gegenliebe* von Bürger geschrieben. Die Bissendorfer dürfen sich also, wenn sie Beethovens *Neunte* hören, getrost daran erinnern, dass Schiller diese weltbekannte Melodie zuerst Bürgers *Molly* widmete, ehe er sie an die große Glocke einer Sinfonie gehängt hat. Auf Youtube können Sie diese Vertonung, gesungen von Fischer-Dieskau oder Peter Schreyer, hören.



## Gegenliebe

Wüßst' ich, wüßst' ich, daß du mich  
Lieb und werth ein bischen hieltest,  
Und von dem, was ich für dich,  
Nur ein Hundertheilchen fühltest;

Gegengunst erhöht Gunst,  
Liebe nähret Gegenliebe,  
Und entflammt zur Feuersbrunst,  
Was ein Aschenfünkchen bliebe.

Am 30. Juli **1786** starb seine geliebte Molly an den Folgen der Geburt einer Tochter. Im selben Jahr zieht Bürger nach Göttingen und erhält eine Stelle als Privatdozent an der Universität. Er hält Vorlesungen über Ästhetik, deutsche Stilistik sowie Sprache und Philosophie. Und er war, was ihn mir besonders sympathisch macht, an einer Renovierung der deutschen Rechtschreibung beteiligt.

Mollys Tochter Anne wurde nach Bissendorf gebracht, dort erzogen und konfirmiert. Bürger kam noch manchmal zu Besuch. Insgesamt lässt sich aus dem Briefwechsel Bürgers seine Anwesenheit in Bissendorf fünfmal nachweisen. Oft dauerten die Aufenthalte mehrere Wochen.

Die Göttinger Universität erteilte ihm **1787** bei ihrem 50-jährigen Jubiläum die philosophische Doktorwürde und ernannte ihn im November **1789** zum außerordentlichen (also nicht-beamteten) Professor. Dieser Ehrentitel war aber mit keiner Gehaltszahlung verbunden. Als Dozent lebte Bürger vom sogenannten Kollegengeld, also den Gebühren, die er direkt von seinen Studenten pro Semester erhielt. Er litt daher weiter unter finanziellen Schwierigkeiten. Da er trotz Ehrungen keine Festanstellung hat, ist Bürger erneut in finanzieller Not. Seine Bitten um Unterstützung bei der hannoverschen Regierung werden allesamt abgewiesen.

**1778** bis **1794** übernimmt Bürger die Redaktion des *Göttinger Museumsalmanachs* und erlangt durch die Herausgabe einer Sammlung seiner Gedichte deutschlandweite Bekanntheit.

Unter anderem dichtet er *Des Pfarrers Tochter von Taubenheim* (1778) und verarbeitet darin einen von ihm verteidigten Prozess gegen eine Kindsmörderin.

Im Garten des Pfarrers von Taubenhain  
Geht's irre bei Nacht in der Laube.  
Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;  
Da rasselt, da flattert und sträubst es sich,  
Wie gegen den Falken die Taube.

Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,  
Das flimmert und flammert so traurig.  
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras;  
Das wird vom Tau und vom Regen nicht naß;  
Da wehen die Lüftchen so schaurig. -

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain  
War schuldlos, wie ein Täubchen.  
Das Mädal war jung, war lieblich und fein,  
Viel ritten der Freier nach Taubenhain,  
Und wünschten Rosetten zum Weibchen...



## Der Münchhausen

In jener Zeit gab es eine reale Person, die wirklich Münchhausen hieß: der historische Hieronymus Karl Friedrich Freiherr von Münchhausen aus Bodenwerder, wahrhaftig geboren am 11. Mai 1720 und ebenso wahrhaftig gestorben am 22. Februar 1797. Und während seiner Zeit gab und gibt es den, den wir kennen, den fiktiven Lügenbaron Münchhausen. Dieser wiederum hat mehrere literarische Vorbilder: den wirklichen Bodenwerderschen Baron, der als amüsanter Erzähler von hanebüchenen Jagdgeschichten bei seinen Zechgenossen berühmt war; den nach London geflohenen hannöverschen Professor Rudolf Erich Raspe - und einen Anonymus, der sich sein Leben lang nicht zu seiner literarischen Figur bekennen wollte, der aber heute als der wahre Vater dieser Figur gilt, den Göttinger Privatdozenten Gottfried August Bürger, der dieser Figur sein die Zeit überdauerndes Gesicht verliehen hat.

Seine Erzählweise ist nüchtern und um Genauigkeit bemüht, ohne alles Marktschreierische. Keine Spur von bramarbasierendem Gehabe. So kann man sich den wirklichen Baron von Bodenwerder kaum vorstellen: ohne erhobene Stimme und gestenreiche Gebärden, mit denen er in seiner Herrenrunde die Erzählungen zum besten gab. Nein, der literarischen Figur muss man jede Übertreibung absprechen. Hier waltet, wie Irene Ruttman im Nachwort zur Reclam-Ausgabe schreibt, „englisch-hannoversches Understatement... Natürlich erinnert Münchhausens Vitalität“, so schreibt sie weiter, „an die kraftgenialischen Helden des Sturm und Drangs, doch hat ihn das Zeitalter der Vernunft mindestens ebenso stark beeinflusst“ (S. 161). Was Münchhausen erzählt, klingt wie der nüchterne Bericht eines an Naturwissenschaften interessierten Reisenden. Keine Eitelkeiten, kaum Kommentare, dagegen häufig distanzierende Ironie. Da erzählt kein drolliger Freiherr im übertreibenden Ton der Selbstbeweihräucherung, sondern ein an wissenschaftlichen Erklärungen interessierter Forscher auf Kriegsreisen, der sich „mehrfach regierungskritisch exponiert“ (Linnebach, S. 128). Der berühmte Naturwissenschaftler Carl von Linné schrieb einmal: „Heilig ist mir der Name Münchhausen“ – und würdigte damit den Forscher

Münchhausen wegen seiner präzisen naturwissenschaftlichen Beschreibungen. Sprächen da nicht die Naturgesetze oftmals gegen die Aussagen, was der Erzähler dann auch selbst eingesteht, nähme man vieles für bare Münze. Doch für die Kollisionen mit dem Unmöglichen hat Münchhausen stets nüchterne Erklärungen zur Hand: ein „rettender Einfall“, ein logischer Schluss, ein noch nicht erklärbares Phänomen oder einfach seine durch das Kriegshandwerk geübte Kraft und Treffsicherheit. „Geistesgegenwart“ ist eines der Lieblingswörter des Barons. An Wunder glaubt unser Held nicht; nie kommt seine Rettung von oben. Erst wenn dann auch vernünftige Erklärungen seinen Lesern nicht ausreichen, sieht er sich genötigt zu sagen, dass dieses oder jenes Ereignis auch seine eigene Vorstellungskraft übertraf, aber gleichwohl um Himmels Willen nicht als Lüge interpretiert werden dürfe. Dann erst greift er zu den berühmten Wahrheitsbeteuerungen: „An Hexerei zu glauben ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentlichen Dingen erlebt; allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende“, und deswegen mag Ihnen das Folgende „etwas fabelhaft klingen.“ – Nein, der Ich-Erzähler Münchhausen ist nicht mehr der mittelalterliche Lügner der Schildbürgergeschichten, sondern ein nüchterner Mensch der Aufklärung im Gefolge des Satirikers Swift, der vor allem über die Verlogenheiten der Politik aufklären möchte. – Das also ist Münchhausen, wie er erzählt, wie er sich selbst sieht. Doch wer hat sich so etwas ausgedacht?

Das ist nun eine ganz eigene Geschichte.

Hieronymus Carl Friedrich Freiherr von Münchhausen aus Bodenwerder war ein hannoverscher Landedelmann. Ein berühmter Vertreter dieses Geschlechts war der Politiker Gerlach Adolf von Münchhausen, Gründer der Universität Göttingen. Hieronymus folgte als Achtzehnjähriger dem Braunschweigischen Prinzen Anton Ulrich in dessen russischem Regiment nach Riga, wurde 1750 von der Zarin Elisabeth zum Rittmeister ernannt, machte vermutlich zwei Türkenfeldzüge mit. Mit dreißig Jahren zog er sich auf sein Gut in Bodenwerder zurück und führte das Leben eines niedersächsischen Landedelmannes mit seinen Freunden, Hunden und Pferden. Er unterhielt seine Gesellschaften bei Rotwein und Wildbret mit spannenden Jagd- und Kriegsflunkereien.



Seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts wurden im Hannöverschen vielerlei spaßige Geschichten über ihn erzählt, der ein begnadeter Erzähler gewesen sein muss. Es ist anzunehmen, dass sie bis nach Göttingen und Kassel vordrangen. 1781 erschienen anonym in der Berliner Zeitschrift *Vade Mecum für lustige Leute* ähnliche Geschichten unter dem Titel *M-hs-nsche Geschichten*. Sie sind einem Ich-Erzähler in den Mund gelegt, der ohne Zweifel den Baron aus Bodenwerder nachahmte. Von wem diese Geschichten geschrieben worden waren, ist unklar. Man schob sie dem Professor Raspe aus Kassel zu, der sie aus den Erzählungen in Bodenwerder gekannt haben dürfte. Hieronymus verwahrte sich gegen diese Geschichten, da er in ihnen als „Lügenbaron“ abgestempelt wurde. Auf jeden Fall bildeten diese Texte den Grundstock für die später verfassten Münchhausengeschichten. Ob der Baron selbst irgendeine der Münchhausengeschichten erzählt hat, wissen wir nicht. Es ist eher unwahrscheinlich, dass er mit einer Phantasie ausgestattet war, die es ihm möglich gemacht hätte, so etwas zu erzählen.

Eher infrage kommt da schon der einfallsreiche und hochintelligente Karl Friedrich Raspe. Der war ein zu seiner Zeit berühmter Wissenschaftler, der ein bewegtes Leben führte. Er studierte in Göttingen, wurde Bibliotheksschreiber in Hannover und Professor für Altertumswissenschaft in Kassel. Er war ein vielseitig begabter Zeichner, Geologe, vielsprachiger Schriftsteller, Übersetzer und Gelehrter. Wegen seiner vielen Schulden stiehlt er aus einem Kasseler Kabinett Münzen. Er wird steckbrieflich gesucht, flieht nach England, führt dort ein bewegtes Leben – und übersetzt neben vielem anderen auch (anonym) seine eigenen Münchhausen-Geschichten ins Englische.

Was wir heute kennen, ist aber der *Münchhausen* von Gottfried August Bürger. Bald nach Erscheinen des Münchhausen-Buches von Raspe bekommt Bürger die englische Ausgabe in die Hände. Er überträgt sie ins Deutsche und fügt ihren Geschichten, wahrscheinlich unter Anregungen einiger seiner Göttinger Kollegen (wie Georg Christoph Lichtenberg), weitere Abenteuer hinzu. Die Zopfgeschichte entstammt seiner Feder. Bürger lässt den *Münchhausen* 1786/88 von dem Göttinger Verleger Dieterich herausgeben. Auch Bürger bleibt, wie Raspe,

anonym und gibt als fingierten Druckort London an. Trotz der finanziellen Misere, in der er sich befindet, muss er den Münchhausen seinem Verleger ohne Honorar überlassen und hat an dem sofortigen großen Erfolg keinen Pfennig verdient. Erst nach seinem Tode von 1824 an galt Bürger als der Verfasser des Münchhausen.

Bürger hatte eine Reihe von Geschichten hinzuerfunden, vor allem aber dem bunten Potpourri der Geschichten verschiedener Herkunft seinen literarischen Stempel aufgedrückt. Durch seine lebendige, anschauliche und zugleich lakonische Sprache und durch seinen Humor und seine Ironie ist der Münchhausen zu einem Kunstwerk geworden, das in seiner Volkstümlichkeit verglichen werden kann mit dem *Eulenspiegel* des Braunschweiger Stadtschreibers Hermann Bote und den *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm.

Sind die Lügnerzählungen Münchhausens wirkliche Lügen? Oder sind sie noch ganz etwas anderes? – Nach der berühmten Definition Augustins ist die Lüge eine Aussage mit der Absicht, etwas Falsches auszusagen (*mendacium est enuntiatio cum voluntate falsum enuntiandi*). Der Belogene soll getäuscht werden. Den Sprechakt der Lüge bezeichnet die moderne Pragmatik dann als „geglückt“ oder „erfolgreich“, wenn das Unwahre, das einer sagt, vom Hörer für wahr genommen wird. Eine Lüge verschafft in der Regel dem Lügner einen Vorteil, dem Belogenen einen Nachteil. – Ganz anders die Geschichten Münchhausens: Auch sie sind zwar mit der Absicht gesagt, etwas Nicht-Wahres zu übermitteln; doch sie sind gerade dann „geglückt“, wenn der Leser sie als Lügen durchschaut. Und das ist nicht gerade schwer! Und sie dienen dem Vorteil sowohl des Erzählers wie auch des Lesers; denn beide haben ein Vergnügen daran.

Doch dienen Lügengeschichten wirklich nur diesem Vergnügen? Nein, es geht darum, zu lehren, wie man Lügen durchschaut, wie man sie ad absurdum führt. *Münchhausen* ist also verwandt mit *Gulliver*, jener großen Satire Swifts auf die Englische Politik. Dem Titel zur dritten Auflage des *Münchhausen* fügt Raspe in England die zweideutige Formel hinzu:



„Eine ausführliche Bloßstellung des Lasters der Lüge, eine Demonstration, wie ein Politiker auf rechte Weise lügt“. Ist der Lügenbaron also einer, der die Verlogenheiten der Politik demaskieren will?

Auf jeden Fall sollen die Methoden des Lügens durchschaubar gemacht werden. G. A. Bürger übernimmt in seiner Vorrede zur deutschen Übersetzung diesen Impuls, indem er schreibt: „So ein Büchlein wie dieses ... kann in mancher Rücksicht sehr heilsam und dienlich sein... Ein englischer Rezensent hofft sogar, dass es etwas zur Bekehrung gewisser Schreier im Parlament beitragen werde“ (S. 7).

## Die Lügenmethode

Die Methoden der politischen Lügner durchschaubar machen, darauf kam es also an.

In der wohl allen bekannten Erzählung vom *Pferd an der Kirchturmspitze* will ich die Lügenmethode einmal exemplarisch vorführen. Um sie plastisch darzustellen, versetze ich Sie am besten einmal in die Rolle eines Politikers, der uns eine Lüge auftischen möchte. Wie würde er verfahren? – Er wird zunächst **Realitäten anführen**, die niemand bezweifeln kann. Mit einer an Reiseberichte erinnernden Genauigkeit werden also höchst glaubwürdig Reisewege, Witterungsverhältnisse, Tageszeiten, eigene Befindlichkeiten und Tätigkeiten geschildert, die uns davon überzeugen sollen, dass alles nun Folgende gleichermaßen der Wahrheit und Wirklichkeit entspricht. Dabei gehört es dazu, dass sich der Politiker erst einmal über die falsche Politik anderer beklagt, also über die schlechten Wege in anderen Ländern.

Ich trat meine Reise nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloss, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden Deutschland, Polen, Kur- und Livland, welche nach der Beschreibung aller Reisenden fast noch elender sind als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne besondere Kosten hochpreislicher, wohlfürsorgender Landesregierungen, ausbessern müßte.

Danach muss sich ein Politiker **als Mann von Ehre darstellen**, der bereit ist, wo immer möglich, auch als Kavalier aufzutreten, als handlungsstarker Charakter und als Gutmensch, der zudem, ausgestattet mit einem Gran Humor und Selbstironie, sich selbst infrage zu stellen imstande ist. Ehe es also zur wirklichen Lüge kommt, muss daher eine Episode eingeschoben werden, in der sich der Politiker hilfsbereit und auch aus diesem Grunde glaubwürdig zeigt:

Ich war nur leicht bekleidet, welches ich ziemlich übel empfand, je weiter ich gegen Nordost hin kam. Nun kann man sich einbilden, wie bei so strengem Wetter, unter dem raschesten Himmelsstriche, einem armen, alten Manne zumute sein mußte, der in Polen auf einem öden Anger, über den der Nordost hinschnitt, hilflos und schauernd dalag und kaum hatte, womit er seine Schamblöße bedecken konnte. Der arme Teufel dauerte mir von ganzer Seele. Ob mir gleich selbst das Herz im Leibe fror, so warf ich dennoch meinen Reisemantel über ihn her. Plötzlich erscholl eine Stimme vom Himmel, die dieses Liebeswerk ganz ausnehmend herausstrich und mir zurief. »Hol' mich der Teufel, mein Sohn, das soll dir nicht unvergolten bleiben!«

Natürlich muss ein rechter Politiker vollkommen **uneitel sein**, wenn man ihm glauben soll. Daher fährt er bescheiden fort, als habe er mit seiner Gutmenschlichkeit nichts Bedeutsames sagen wollen, und wendet sich wieder den realen Ereignissen zu:

Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und tat ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller lichter Tag war.



Das glaubt ihm jeder. Danach erst wird die eigentliche Lüge eingeleitet, indem das unerhört Unglaubwürdige mit dem Wort „Erstaunen“ bezeichnet wird. Ein Politiker, der sagt, dass **er selbst „erstaunt“** gewesen sei angesichts eines schwer vorstellbaren Ereignisses, dem ist man geneigt zu glauben. Da braucht dann das Unmögliche (das Erlogene) nur noch ein passantes und wie etwas Selbstverständliches festgestellt zu werden, ohne den geringsten Erzählaufwand, eher wie von einem Chronisten berichtet. Eine Lüge, die wir auch aus dem wirklichen Leben kennen, ist dann erfolgreich, wenn man nichts aus ihr macht:

Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorf auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneiet gewesen; das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt, ich war im Schlafe nach und nach, so wie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken, und was ich in der Dunkelheit für den Stummel eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturmes gewesen.

Hier ist nicht einmal mehr eine Wahrheitsbetuerung notwendig, die das Ganze womöglich erst in das Licht des Unglaubwürdigen gerückt hätte. Hier genügt es dem Erzähler, realistische Elemente überganglos in absurde einmünden zu lassen. **Die Logik der Ereignisse** ist so beherrschend in den Vordergrund gerückt, daß für den kopfschüttelnden Leser (für das Volk also) dem Unlogischen zwar etwas von Unwahrscheinlichkeit anhaftet, worüber der Erzähler aber sogleich hinweggeht, damit man nicht erst lange zum Nachdenken kommt. Ganz unspektakulär wird das Unmögliche eingeleitet, der Erzählfluss geht geradezu über es hinweg.

Zur Lügenmethode gehört ja vor allem, wie wir aus Erfahrung wissen, **über das ganz und gar Unmögliche** (wie das Pferd eigentlich von oben wieder heruntergekommen ist) möglichst **kein Wort zu verlieren**; die Wahrheit auszusparen – ein exemplarisches Verfahren politischer Rede! Wer käme hier auf die Idee, daß gelogen sein könnte? Wer hätte da auch Zeit, sich über das Unmögliche Gedanken zu machen:

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder an mein Pferd und verfolgte meine Reise.

Darüber kann man nun lachen. Aber man kann den Ernst auch durchschauen. Seht her: So nebenher wird in der Politik gelogen! Die Methode ist: Je edler der Mensch, der sich darstellt, je stärker er die Lüge mit Wahrheiten ummantelt, je selbstverständlicher sie daherkommt, je weniger der Lügner aus ihr macht, ja sie mit Understatement kaschiert, und je weniger Zeit er dem Belogenen lässt, über das Gesagte nachzudenken, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Hörer das Gesagte, kopfschüttelnd zwar, aber ohne Vorwurf zur Kenntnis nimmt.

In der Politik, deren Lügen die Autoren *Münchhausens* demaskieren möchten, wird natürlich über anderes die Unwahrheit gesagt. Aber ist das tatsächlich so? Sind nicht Münchhausens Lügen allesamt Metaphern? Sie sind es tatsächlich: übertragene bildliche Reden über Abstraktionen der Wirklichkeit. Von den unglaublichsten Jagdergebnissen bis zum Ritt auf der Kanonenkugel, - es sind nahezu allesamt Sprachbilder über Erfolge, die sich Politiker nur zu gern auf ihre eigenen Fahnen schreiben: das tatkräftige Überwinden schwieriger politischer Situationen; das Umdeuten von glücklichen Umständen, für die sie selbst nichts können, zu Ergebnissen eigener Initiativen. Und selbst in unserem ersten Beispiel: das die Realität falsch einschätzende Handeln in einer schwierigen Situation (das Pferd wird im tiefen Schnee an irgendeinen Pflock gebunden), die nicht vorhersagbaren Folgen der Situation (der Schnee schmilzt über Nacht, das Pferd hängt an der Kirchturmspitze), die grandiose Beherrschung dieser Folgen durch gezieltes



Eingreifen (der Schuss auf den Halfter des Pferdes) und zuletzt das Aussparen der Wahrheit (wie das Pferd den Sturz überstanden hat) durch schlichte Hinweise auf den Fortgang der Ereignisse. Das sind Signale, an denen man bis heute Lügen und Wahrheitsverschleierungen erkennen kann.

Doch ich muss darauf verweisen, dass gerade die Metaphern des Verschweigens der Wahrheit, also der eigentlichen Katastrophen (wie in unserem Fall das Pferd auf die Erde fiel), zu den aufregendsten Metaphern der Lügen Münchhausens gehören. Um Lügen und Aussparungen der Wahrheit erkennbar zu machen, muss *Münchhausen* natürlich absurdere Ereignisse erfinden als die *Politiker*, denn die Lüge muss ja, trotz allen Bemühens, sie zu kaschieren, als solche erkannt werden, damit man die *Lügenmethode* durchschauen kann. Doch wer sie erkannt hat, so Bürger, dem mag sie „heilsam und dienlich“ sein.

So viel zum Erlernen der Lügenmethode Münchhausens! Auch ich danke es bis heute einer jungen Lehrerin, dass sie unter einen meiner Aufsätze über *Mein schönstes Ferienerlebnis* (das ich nicht hatte) schrieb: „Von vorn bis hinten erlogen und erstunken, aber wunderbar erzählt. Eins!“ Ich hatte wohl aus meinem Münchhausen etwas fürs Leben gelernt.

## Die letzten Jahre

1790, nun 42 Jahre alt, heiratet Bürger in Göttingen die 21 Jahre jüngere Schriftstellerin Elise Hahn, die ihm einen scherzhaft gemeinten Liebesbrief zukommen lässt. Am 1. August 1791 wurde sein Sohn Agathon geboren, ein kränkliches und anscheinend auch geistig behindertes Kind. Bald schon war klar, dass die Ehe scheitern würde. Ursache war, so schildert es Bürger in einem ausführlichen Brief an seine Schwiegermutter in Stuttgart, die Untreue und Liederlichkeit Elises. Sie habe stets bis in die Nacht gefeiert, dadurch sei frühzeitig ihre Milch versiegt und die Behinderung des Sohnes entstanden. Er fand bei ihr auch kompro-

mittierende Briefe des Grafen von Hardenberg und beobachtete seine Frau, so seine Schilderung, durch ein durch die Tür gebohrtes kleines Loch beim Geschlechtsverkehr mit einem Studenten. Am 31. März 1792 wurde Elise vom Universitätsgericht schuldig geschieden, wodurch sie auch ihre Mitgift von 1177 Talern verlor.

In dieser Zeit verdient Bürger seinen Lebensunterhalt vor allem mit Übersetzungen.

Die 50 Jahre später erschienene Biografie charakterisiert Bürger so: „B. zeichnete sich durch eine echt deutsche Biederkeit ... und Offenheit und ... durch eine fast zu weit getriebene Bescheidenheit aus; seine Herzengüte war unbegrenzt, verleitete ihn aber auch zu einem unverwüsthlichen Vertrauen auf Andere, das ihm wesentlich schadete und, verbunden mit einem gewissen Hange zur Sinnlichkeit und mit einer zwar poetischen aber leichtsinnigen Sorglosigkeit und Unkenntniß der Lebensverhältnisse, was ihm alle jene häuslichen Zerwürfnisse bereitete, die ihn nach und nach aufrieben. Diese Eigenschaften prägen sich auch in seinen Dichtungen aus... Er stand als Dichter über seinen Lebensverhältnissen, und bis zuletzt behielten seine Dichtungen einen gewissen Anstrich von... Lebensfrische. Die Stellung, welche er als Dichter einnahm, ist eine beneidenswerthe zu nennen, indem er, wie kein Anderer seiner Zeit, Volksdichter im reinsten Sinne des Worts war und geblieben ist.“

Was kann ich dem hinzufügen?

Irgendwie saß Bürger an vielen Stellen seines Lebens zwischen zwei Stühlen:

Zwischen Aufklärung und Sturm und Drang und damit zwischen Vernunft und Gefühl. Zwischen Dichtung mit strengen Regeln und seiner eigenen Auffassung von Dichtung als populäre Kunst. Man könnte hinzufügen: zwischen den geistig Herrschenden und dem Volk.

Er saß ständig zwischen den Stühlen Widerstand und Anpassung. Von Jugend an ein Aufsässiger gegen jede Obrigkeit, musste er recht und schlecht Ämter ausfüllen und sich gegen Klagen wegen nachlässiger Geschäftsführung wehren.



Er saß auch zwischen Wissenschaft und Dichtung. Als Universitätsdozent, der Philosophie lehrte, durfte er sich mit so etwas wie den Lügengeschichten des „Münchhausen“ nicht outen. Er musste das Werk anonym bei einem Göttinger Verlag herausgeben, der es wiederum mit „Erschienen in London“ kennzeichnete. Deswegen verspielte Bürger, der für sein lukrativstes Werk kein Honorar verlangen konnte, seinen größten Reichtum, dem ihm der „Münchhausen“ eingebracht hätte.

Und er saß in seinen drei Ehen gleich zwischen mehreren Stühlen: zwischen Vernunfttheirat (Dorette), aufrichtiger Liebe (Molly) und Verführung (Elise).

1793 erkrankte Bürger an Schwindsucht, in deren Folge er seine Stimme verlor und seine Vorlesungen nicht mehr halten konnte. Dadurch fielen die Kolleggelder weg. Doch statt des erbetenen Gehalts erhielt Bürger nur eine einmalige Unterstützung von 50 Talern durch die Universität. Trotz hohen Ansehens war er ein armer Schlucker.

Am 8. Juni 1794 starb Gottfried August Bürger, er war gerade einmal 46 Jahre alt geworden, krank, vereinsamt und verarmt. Er wurde auf dem Bartholomäusfriedhof in Göttingen beigesetzt und hinterließ zwei Töchter und zwei Söhne. Zu seiner Beerdigung kamen nur sein Sohn Emil und seine beiden Ärzte.

Ich komme zum Anfang zurück – und zitiere aus einem Buch von Günter Häntzschel über „Bürgers Leben – Der Versuch einer Selbstbefreiung“ (München 1988):

„Überblickt man Bürgers Leben, so offenbart sich, daß er zu jeder Zeit in einem Morast erbärmlicher Verhältnisse und auswegloser Situationen steckte, aus denen zu befreien er sich immer wieder bemühte, doch letztlich vergebens. Es wird auch deutlich, daß die Figur des Freiherrn von Münchhausen, des Übermenschen, der immer Glück hat und die schwierigsten Situationen meistert, Bürger als sein eigenes Gegen- und Wunschbild angezogen haben muß. Aus seinen Briefen lernen wir Bürger als einen überaus unsicheren, labilen Menschen kennen, zwischen Extremen schwankend, bald sich zu wenig, bald sich zu viel zutrauend, schnell resignierend und ebenso schnell triumphierend, voller

genialer Ideen, aber oft unfähig, sie in die Tat umzusetzen. In beinahe allen veröffentlichten Schriften dagegen kompensiert er seine Schwäche und Ohnmacht durch Kraft und Stärke, durch forcierte Forschheit und gewagte Flucht nach vorn. Von Anfang an ist es der Münchhausen-Stil, der hier vorherrscht, ein Renommiergehabe, das seine Verzagtheit überdeckt und das verständlich, vielleicht sogar einnehmend werden kann, wenn wir sein Schicksal kennen.“

Lassen Sie mich am Schluss noch drei seiner bekanntesten und auch besten Gedichte vortragen, die bis heute in Lesebüchern und Anthologien stehen. Das eine voller Aufsässigkeit und Widerstand, das andere von Vernunft geprägt, und das letzte voller Mitgefühl und Humor.

Dieses Gedicht ist reinster „Sturm und Drang“:

### **Der Bauer: An seinen Durchlauchtigen Tyrannen**

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu  
Zerrollen mich dein Wagenrad,  
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch  
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut  
Darf Klau' und Rachen haun?

Wer bist du, daß, durch Saat und Forst,  
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,  
Entatmet, wie das Wild? –

Die Saat, so deine Jagd zertritt,  
Was Roß, und Hund, und du verschlingst,  
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht, bei Egg und Pflug,  
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.  
Mein, mein ist Fleiß und Brot! –

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?  
Gott spendet Segen aus; du raubst!  
Du nicht von Gott, Tyrann!



Das zweite Gedicht ist der Aufklärung zuzurechnen. Ein Vernunft-Gedicht.

### Die Schatzgräber

Ein Winzer, der am Tode lag,  
rief seine Kinder an und sprach:  
»In unserm Weinberg liegt ein Schatz,  
grabt nur danach!« – »An welchem Platz?«  
schrie alles laut den Vater an.  
»Grabt nur!« O weh! da starb der Mann.  
Kaum war der Alte beigeschafft,  
so grub man nach aus Leibeskraft.  
Mit Hacke, Karst und Spaten ward  
der Weinberg um und um gescharrt.  
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;  
man warf die Erde gar durchs Sieb  
und zog die Harken kreuz und quer  
nach jedem Steinchen hin und her.  
Allein, da ward kein Schatz verspürt,  
und jeder hielt sich angeführt.  
Doch kaum erschien das nächste Jahr,  
so nahm man mit Erstaunen wahr,  
daß jede Rebe dreifach trug.  
Da wurden erst die Söhne klug  
und gruben nun jahrein, jahraus  
des Schatzes immer mehr heraus.

Das letzte Gedicht, das ich Ihnen, wie Bürger es immer gewollt hatte, zu Gehör bringe, ist vielleicht sein bestes: humorvoll, äußerst kunstvoll und ein Hohelied auf die Emanzipation der Frau. Ob es stimmt, was hier gesagt wird, sei dahingestellt. Doch der Text nach einer Sage ist durch sein Gedicht Legende geworden.

### Die Weiber von Weinsberg

Wer sagt mir denn, wo Weinsberg liegt?  
Soll sein ein wackres Städtchen,  
Soll haben, fromm und klug gewiegt,  
Viel Weiberchen und Mädchen.  
Kömmt mir einmal das Freien ein,  
So werd' ich eins aus Weinsberg frei'n.

Einsmals der Kaiser Konrad war  
Dem guten Städtlein böse,  
Und rückt heran mit Kriegesschar  
Und Reisigengetöse.  
Umlagert' es, mit Roß und Mann,  
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand,  
Trotz allen seinen Nöten,  
Da ließ er, hoch von Grimm entbrannt,  
Den Herold 'nein trompeten:  
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, so, wißt,  
Soll hängen, was die Wand beißt.

Drob, als er den Avis also  
Hinein trompeten lassen,  
Gab's lautes Zetermordio  
Zu Haus und auf den Gassen.  
Das Brot war teuer in der Stadt;  
Doch teurer noch war guter Rat.

„O weh, mir armen Korydon! (unglücklicher Verliebter)  
O weh mir! Die Pastores



Schrie'n: Kyrie Eleison!  
Wir gehen, wir gehen kapores!  
O weh, mir armen Korydon!  
Es juckt an meiner Kehle schon.“

Doch wann's Matthä' am letzten ist,  
Trotz Raten, Thun und Beten,  
So rettet oft noch Weiberlist  
Aus Ängsten und aus Nöten.  
Denn Pfaffentrug und Weiberlist  
Gehn über alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobesam,  
Seit gestern erst getrauet,  
Gibt einen klugen Einfall an,  
Der alles Volk erbauet;  
Den ihr, sofern ihr anders wollt,  
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht  
Die schönste Ambassade  
Von Weibern sich ins Lager macht,  
Und bittelt dort um Gnade.  
Sie bittelt sanft, sie bittelt süß,  
Erhält doch aber nichts als dies:

„Die Weiber sollten Abzug han,  
Mit ihren besten Schätzen,  
Was übrig bliebe, wollte man  
Zerhauen und zerfetzen.“  
Mit der Kapitulation  
Schleicht die Gesellschaft trüb' davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,  
Gebt Achtung! Was geschieht?  
Es öffnet sich das nächste Thor,  
Und jedes Weibchen ziehet,  
Mit ihrem Männchen schwer im Sack',  
So wahr ich lebe! Huckepack. –

Manch Hofschranz suchte zwar sofort  
Das Kniffchen zu vereiteln;  
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort  
Soll man nicht dreh'n noch deuteln.  
Ha bravo! rief er, bravo so!  
Meint' unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Bankett,  
Den Schönen zu gefallen.  
Da ward gegeigt, da ward trompet't,  
Und durchgetanzt mit allen,  
Wie mit der Burgermeisterin,  
So mit der Besenbinderin.

Ei! Sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?  
Ist gar ein wackres Städtchen.  
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,  
Viel Weiberchen und Mädchen.  
Ich muß, kömmt mir das Freien ein,  
Fürwahr! Muß Eins aus Weinsberg frei'n.



## Gottfried August Bürger: Lebensdaten

- 1747 geboren am 31. 12. in Molmerswende als Sohn eines Landpfarrers  
1760 Stadtschule in Aschersleben  
1764 Studium der Theologie in Halle  
1768 Studium der Rechtswissenschaften in Göttingen  
1772 Amtmann in Gelliehausen  
1774 Heirat mit Dorothea zu Niedeck  
    Dreierbeziehung mit ihrer Schwester Auguste (Molly)  
    Das Gedicht *Lenore*  
1775 Aufnahme in die Freimaurerloge in Göttingen  
1778 Übernahme der Redaktion des *Göttinger Musenalmanachs*  
    *Erste Sammlung von Gedichten*  
1784 Niederlegung des Amtes in Gelliehausen  
    Privatvorlesungen als Dozent in Göttingen  
1785 Heirat mit Auguste (Molly) in Bissendorf  
1786 Tod von Auguste  
    *Münchhausen-Geschichten*  
1789 Außerordentlicher Professor in Göttingen  
1790 Heirat mit der Schriftstellerin Elise Hahn  
1792 Scheidung. Verurteilung von Elise Hahn  
1794 gestorben am 8. 6.

Bürger hatte sechs Kinder, von denen ihn vier überlebten:

- von Dorette:
  - Antoinette (wurde 2 Jahre alt),
  - Marianne Friederike (84 Jahre)
  - Auguste Wilhelmine (nach der Geburt verstorben)
- von Auguste (Molly):
  - Emil (59 Jahre),
  - Anne (62 Jahre)
- von Elise:
  - Agathon (22 Jahre)

BB

